

# Abstrakte Arbeit und Anerkennung

SVEN ELLMERS, OLDENBURG

*Zusammenfassung:* In den neueren Forschungen zur marxschen Werttheorie wird einhellig und mit besonderem Nachdruck darauf hingewiesen, dass abstrakte Arbeit eine *gesellschaftliche* Eigenschaft der Arbeitsprodukte ist. Häufig verstehen die Autoren unter dem mehrdeutigen Adjektiv jedoch Verschiedenes. Im folgenden Beitrag zeige ich, dass schon Marx zu unterscheidende Sachverhalte im Sinn hatte, als er die gesellschaftliche Dimension der Wertsubstanz hervorhob: (i) ihren Bezug zur gesellschaftlich notwendigen *Durchschnittsarbeitszeit*, (ii) ihren Bezug zum gesellschaftlichen *Bedarf* und (iii) die *Geschichtlichkeit* der warenproduzierenden Gesellschaft. Ich denke, wir müssen auf der Linie von Marx einen Schritt weiterdenken. Die Hauptthese des Beitrags ist, dass die marxsche Werttheorie an Überzeugungskraft gewinnt, sobald den drei Bedeutungen des Adjektivs *gesellschaftlich* eine weitere zur Seite gestellt wird: die gesellschaftliche *Wertschätzung* (iv). Inwiefern sich diese These durch anderweitige anerkennungstheoretische Überlegungen im *Kapital* untermauern lässt, wird abschließend diskutiert.

*Schlagwörter:* Marx, Neue Marx-Lektüre, abstrakte Arbeit, Wertsubstanz, Werttheorie, Anerkennung

*Abstract:* Recent studies in Marx's theory of value unanimously emphasize that abstract labour is a *social* quality of the products of labour. However, the meaning of *social* remains quite ambiguous. In this article, I would like to show that Marx, too, already thought of different matters when he underscored the social foundation of the substance of value: (i) its connection to the *socially necessary labour time*, (ii) its connection to *social needs*, and (iii) the *historicality of the commodity-producing society*. I think we ought to take Marx's argument a step further. His theory of value would be more persuasive still if the aforementioned meanings of *social* were complemented by yet another one: (iv) *social recognition*. Concludingly, I shall discuss if or to what extent this proposition might be substantiated by reflections on recognition in Marx's *Capital* itself.

Alle Inhalte der Zeitschrift für Praktische Philosophie sind lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz.



*Keywords:* Marx, New Marx Reading, abstract labour, substance of value, labor theory of value, recognition

## 1. Einleitung

„Abstrakte Arbeit“ ist schon auf den ersten Blick ein Schlüsselbegriff in *Das Kapital*. Marx bestimmt die abstrakte Arbeit gleich zu Beginn seines Hauptwerks als „Substanz“ (MEW 23, 52) des Werts, woraus folgt, dass sich seine gesamte Wert- und Mehrwerttheorie nur durch ein genaueres Verständnis dieser Substanz erschließt. Ihre Bedeutung hat Marx selbst hervorgehoben: die Unterscheidung von konkreter und abstrakter Arbeit sei „der Springpunkt“, „um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie dreht“ (MEW 23, 56).

Im traditionellen Marxismus ist der Relevanz, die Marx der abstrakten Arbeit für sein gesamtes Projekt beimaß, selten Rechnung getragen worden. In den popularisierenden Zusammenfassungen des *Kapitals* – etwa der von Rosa Luxemburg oder Karl Kautsky – wird der Begriff gar nicht erst erwähnt (vgl. Heinrich 1996, 61). Ein Problembewusstsein entsteht erst mit einer Rezeptionslinie, die Ingo Elbe (2010) im Anschluss an einige ihrer Protagonisten die *Neue Marx-Lektüre* nennt: ein durch unorthodox-dissidente Beiträge aus der frühen Sowjetunion (Rubin, Rjazanov, Paschukanis) und dem französischen Strukturalismus (Althusser, Balibar, Ranciere) beeinflusster Diskussionszusammenhang über die wissenschaftlichen Entdeckungen, aber auch Ambivalenzen und Irrwege der marxischen Ökonomiekritik.

Die Anstrengungen, die seit Mitte der 1960er Jahre in diese Richtung unternommen wurden – und das nicht nur in Deutschland, sondern weltweit (vgl. Hoff 2009) –, haben das Feld der Möglichkeiten eingeschränkt, was Marx unter ‚abstrakter Arbeit‘ verstanden wissen wollte. So sind sich die gegenwärtigen Marx-Forscher/-innen weitgehend darin einig (i), abstrakte Arbeit nicht mit mechanisierter, sinnentleerter Arbeit gleichsetzen zu können. Abstrakte Arbeit ist bei Marx, anders als bei Hegel (vgl. Hegel 2013, 192f.; Hegel 1976, 224f.), nicht der Gegenbegriff zu anspruchsvollen Tätigkeiten, die dann als ‚konkrete Arbeiten‘ bezeichnet würden. Das Begriffspaar abstrakte/konkrete Arbeit hebt nicht auf die unterschiedlichen Qualifikationsgrade der Arbeiten ab, sondern auf zwei unterschiedliche Gesichtspunkte einer jeden warenproduzierenden Arbeit: Unter dem Gesichtspunkt einer spezifischen Verausgabung von Arbeitskraft zur Herstellung nützlicher Gegenstände ist die monotone Fließbandarbeit ebenso eine konkrete Arbeit wie

die anspruchsvollste Handwerkstätigkeit; und unter dem Gesichtspunkt der Wertbildung unterscheidet sich die Handwerkstätigkeit qualitativ nicht von der Fließbandarbeit. Sie gelten *beide* als Ausdruck abstrakt menschlicher Arbeit. Weitgehend unstrittig ist in der Forschung zudem (ii), dass die Absehung von der konkret-nützlichen Seite der Arbeit nicht als eine *gedankliche* Abstraktion der *Wirtschaftsakteure* zu verstehen ist, die im Tausch die von ihnen verausgabten Arbeitsmengen geltend machen. Die Vorstellung, der Abstraktionsvorgang sei ein kognitiver, hatte Marx gerade an Adam Smith kritisiert (vgl. MEW 13, 45). Zwar ist der Warentausch durchaus eine bewusst-intentionale Handlung – die Marktteilnehmer denken darüber nach, ob sie sich den Gegenstand leisten können, ob sie ihn wirklich benötigen, wie sie den besten Preis raushandeln und schließlich entscheiden sie sich für oder gegen ihn –, die Reduktion auf abstrakt menschliche Arbeit vollzieht sich jedoch unbewusst im Vollzug des Austauschs. Hierauf bezieht sich die berühmte, auf das Lukas-Evangelium anspielende Bemerkung aus dem Fetisch-Kapitel: „Sie wissen das nicht, aber sie tun es.“ (MEW 23, 88)<sup>1</sup> Im Anschluss an Alfred Sohn-Rethel (1973, 41f.) kann daher im Unterschied zu einer *Nominal*abstraktion auch von einer *Real*abstraktion gesprochen werden. Schließlich besteht in der neueren Forschung kein Dissens darüber (iii), dass Marx mit dem Terminus ‚abstrakte Arbeit‘ beabsichtigte, (auch) die historische Spezifik der bürgerlichen Gesellschaft auf den Begriff zu bringen.

Gleichwohl bleiben viele Fragen offen und sie werden kontrovers diskutiert.<sup>2</sup> So ist bis heute umstritten, welche unterschiedlichen Bedeutungsebenen der Begriff aufweist, ob die Arbeiten auch in vorkapitalistischen Gesellschaften als abstrakt-menschliche gleichgesetzt werden oder welchen Einfluss Angebot und Nachfrage auf die Größe des Wertprodukts haben. Viele dieser Fragen werde ich in meinem Beitrag anschnitten, im Mittelpunkt soll jedoch eine andere stehen: und zwar die Frage, ob die gesellschaftliche Wertschätzung oder Anerkennung der Arbeiten von Marx in einem stärkeren Maße als wertbildender Faktor hätte berücksichtigt werden müssen. Bevor ich darauf eingehen kann, werde ich zunächst nachzeichnen, in welchem

1 Bei Lukas heißt es: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ (Lk 23,34)

2 Für den deutschsprachigen Raum siehe u.a. die Beiträge von Heinrich (1996), Reitter (2002), Wolf (2004) und Reichelt (2011), für den angelsächsischen Sprachraum die Debatte in *Capital & Class* (Bonfeld 2010; Carchedi 2011; Kicillof/Starosta 2011).

argumentativen Zusammenhang Marx den Begriff der abstrakten Arbeit im *Kapital* einführt und wie er ihn dort bestimmt.<sup>3</sup>

## 2. Rekonstruktion und Problemaufriss

Eingeführt wird der Terminus im Rahmen des ersten Kapitels, der *Warenanalyse*. Nach Marx zeichnet sich ein Arbeitsprodukt in Warenform durch zwei Eigenschaften aus. Erstens hat es eine nützliche Seite, die er *Gebrauchswert* nennt, und zweitens ist es in bestimmten Proportionen mit anderen Waren austauschbar. Marx nennt diese Proportionen *Tauschwert*. Da Marx zu Beginn seiner Untersuchung vom faktisch vorausgesetzten Wertmaß Geld abstrahiert, hat jede Ware in diesem gedanklichen Konstrukt nicht nur einen einzigen, sondern viele Tauschwerte: Die Gesammelten Schriften Adornos tauschen sich mit einer Stehplatzdauerkarte beim BVB, mit 20 Kurzhaarschnitten beim Friseur, mit 100 Tafeln Marabou-Schokolade usw. Da die Tauschwerte der Gesammelten Schriften sich auch untereinander in den angegebenen Proportionen austauschen – eine BVB-Stehplatzdauerkarte mit 20 Kurzhaarschnitten, 20 Kurzhaarschnitte mit 100 Tafeln Marabou-Schokolade –, sind die vielen Tauschwerte der Gesammelten Schriften offenbar Äquivalenzrelationen: Sie drücken etwas quantitativ Gleiches aus. Damit drängt sich jedoch umgehend die Frage nach der *qualitativen* Einheit der Waren auf, da gleich große Proportionen einen gemeinsamen Maßstab unterstellen; die Aufgabe besteht darin, eine den Tauschwerten zugrunde liegende quantifizierbare Qualität zu bestimmen.

Diese gemeinsame Qualität könne keine „geometrische, physikalische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waren sein“ (MEW 23, 51) – und tatsächlich lassen sich die Austauschproportionen nicht durch das Gewicht, die körperliche Ausdehnung, Form oder chemische Zusammensetzung der Waren erklären. Die stofflichen Eigenschaften, sofern vorhanden, sind lediglich für den Gebrauch eines Produkts relevant. Sie bilden in privatarbeitsteiligen Gesellschaften den subjektiven Anlass, das eigene Produkt gegen ein fremdes einzutauschen, aber sie begründen nach Marx nicht die Relationen, in denen getauscht wird. Als Tauschwerte enthalten die Waren „also kein Atom Gebrauchswert“ (MEW 23, 52). Um die gemeinsame, den Tauschwer-

---

3 Marx verwendet den Terminus ‚abstrakte Arbeit‘ nicht erst im *Kapital*, sondern bereits seit den Ökonomisch-Philosophischen Manuskripten von 1844. Siehe die Beiträge von Quante (2009) und Elbe (2015), die hinsichtlich des Verhältnisses von Früh- und Spätwerk deutlich unterschiedliche Akzente setzen.

ten zugrunde liegende Qualität zu bestimmen, müsse dementsprechend von den Gebrauchswerteigenschaften abgesehen werden – und dann „bleibt ihnen [den Waren, S.E.] nur noch eine Eigenschaft, die von Arbeitsprodukten“ (MEW 23, 52). Mit der Abstraktion von der nützlichen Seite der Ware sehe man jedoch zugleich von der konkreten Form der Arbeitsverausgabung ab, weshalb sich auch nicht die Arbeit eines Suhrkamp-Mitarbeiters gegen die Dienstleistung eines Friseurs tausche. Die Arbeiten „unterscheiden sich nicht länger, sondern sind allzusamt reduziert auf gleiche menschliche Arbeit, abstrakt menschliche Arbeit“. (MEW 23, 52)

### *2.1 Gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeitszeit und zahlungsfähige Nachfrage*

Die von Marx im direkt folgenden Absatz verwendeten Metaphern und Charakterisierungen der abstrakten Arbeit gehören zu den am häufigsten zitierten, lassen sich aus den bisherigen Ausführungen jedoch kaum erschließen. Die nach der Abstraktion von den stofflichen Eigenschaften der Ware und der sie hervorbringenden Arbeit zurückbleibende abstrakte oder gleiche menschliche Arbeit sei die „gemeinschaftliche[.] gesellschaftliche[.] Substanz“ des Werts, eine „gespenstige Gegenständlichkeit“ (MEW 23, 52). Nur was hat die abstrakte Arbeit mit Gespenstern zu tun? Und worin genau besteht ihr gesellschaftlicher Charakter?

Das Besondere an Gespenstern ist, dass sie zwar sichtbar, jedoch körperlos sind; mit den Händen lässt sich nicht greifen, was die Augen sehen. Spricht Marx von einer gespenstigen oder „rein phantastischen Gegenständlichkeit“ (MEGA II/6, 32), möchte er selbstverständlich nicht sagen, abstrakte Arbeit sei eine bloße Einbildung oder Illusion. Stattdessen möchte er darauf hinaus, dass sich Werteigenschaft und Wertgröße an einer einzelnen Ware nicht bestimmen lassen. Zu Beginn der Wertformanalyse bringt er dies folgendermaßen zum Ausdruck:

Die Wertgegenständlichkeit der Waren unterscheidet sich dadurch von der Wittib Hurtig, daß man nicht weiß, wo sie zu haben ist. Im graden Gegenteil zur sinnlich groben Gegenständlichkeit der Warenkörper geht kein Atom Naturstoff in ihre Wertgegenständlichkeit ein. Man mag daher eine einzelne Ware drehen und wenden, wie man will, sie bleibt unfaßbar als Wertding. (MEW 23, 62)

Für die Unfassbarkeit als Wertding gibt Marx in Kapitel 1.1 mit der Produktivkraft der Arbeit (a) und der zahlungsfähigen Nachfrage (b) zwei Gründe

an. Beide Gründe laufen darauf hinaus, dass sich Wert und Wertgröße nicht aus einer isolierten Arbeitsverausgabung erklären lassen.

Ad a: Marx zufolge kann der Wert einer Ware nicht durch die individuell verausgabte Arbeitsmenge bestimmt sein, denn dies hätte zur Folge, dass ein arbeitsscheuer oder ungeschickter Produzent, der übermäßig lange für die Herstellung seiner Ware benötigt, einen besonders hohen Preis erzielt. Wertbildend sei daher die *gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeitszeit*, das heißt die Arbeitszeit, die erforderlich ist, um

irgendeinen Gebrauchswert mit den vorhandenen gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen. (MEW 23, 53)

Demnach ist die gleiche menschliche Arbeit insofern eine *gesellschaftliche Substanz*, als sich ihre Quantität nicht nach der individuellen Arbeitsverausgabung bemisst, sondern nach der *Produktivkraft der Arbeit*, die abgesehen von natürlichen Gegebenheiten – das heißt abgesehen von den klimatischen und geographischen Bedingungen – eben *gesellschaftlich* bestimmt ist: durch den Stand und die Verbreitung von Wissenschaft, Technologie und Arbeitsorganisation (vgl. MEW 23, 54). Dass Marx in erster Linie diese Bezo-genheit im Sinn hat, wenn er von der Gesellschaftlichkeit der Werts substanz spricht, geht auch aus der Erstausgabe hervor. Ähnlich prägnant wie in der 2. Auflage erst zu Beginn der Wertformanalyse heißt es hier:

Als Gebrauchsgegenstände oder Güter sind die Waaren körperlich verschiedene Dinge. Ihr *Werthsein* bildet dagegen ihre *Einheit*. Diese Einheit entspringt nicht aus der Natur, sondern aus der Gesellschaft. Die *gemeinsame gesellschaftliche Substanz*, die sich in den verschiedenen Gebrauchswerthen nur verschieden darstellt, ist – *die Arbeit*. (MEGA II/5, 19)

Marx grenzt hier das gemeinsame Dritte der Waren scharf von der Natur ab. Berücksichtigt man jedoch die direkt folgende Argumentation, die den größten Teil des späteren Kapitels 1.1 ausmacht, hat er mit der starken Behauptung, die Werts substanz sei ein genuin soziales Phänomen, zunächst lediglich im Sinn, dass die v.a. technisch bestimmte gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeitszeit wertbildend ist.

Ad b: Ausgehend von der Feststellung, dass eine Veränderung bei der Produktivkraft der Arbeit eine umgekehrte Veränderung der Wertgröße nach sich zieht – bei steigender Produktivkraft werden im gleichen Zeitraum mehr Gebrauchswerte produziert, womit die Wertgröße der einzelnen Ware sinkt –, kommt Marx im letzten Absatz des Kapitels 1.1. zum ersten Mal kurz auf das *Verhältnis* von Gebrauchswert und Wert zu sprechen: Erstens gibt es Gebrauchswerte, wie Luft, die nicht durch Arbeit vermittelt sind und deshalb keinen Wert haben (Verausgabung von Arbeit ist eine notwendige Bedingung der Werteigenschaft des Arbeitsprodukts), zweitens gibt es durch Arbeit vermittelte Gebrauchswerte, die keinen Wert haben, etwa, so Marx, weil der Produzent sie selbst konsumiert (Verausgabung von Arbeit ist keine hinreichende Bedingung der Werteigenschaft des Arbeitsprodukts), drittens ist die Gebrauchswerteigenschaft notwendige Bedingung der Werteigenschaft. Es

kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert. (MEW 23, 55)

Abstrakte Arbeit, so Marx, ist auch insofern eine gesellschaftliche Substanz, als den angebotenen Produkten ein *gesellschaftlicher Bedarf* entsprechen muss. Abstrakte Arbeit ist zum einen durch die Produktivkraft der anderen Produzenten, zum anderen durch die Bedürfnisse und Solvenz der Konsumenten bestimmt. Der Wert ist daher eine Eigenschaft, die der Ware vor ihrem Austausch noch gar nicht zukommen kann.<sup>4</sup>

---

4 In Kapitel 1.1 erwähnt Marx nur den Fall eines *nutzlosen* und darum *vollständig* wertlosen Ladenhüters. Wie verhält es sich jedoch mit einer *nützlichen* Ware, bei der das Angebot die Nachfrage übersteigt? Hier sind zwei Varianten denkbar. Entweder kann nur *ein Teil* der Produktion abgesetzt werden – er tauscht sich dann gemäß der technisch bestimmten gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit –, oder die *gesamte* Produktion findet ihre Abnehmer, weil der Wert jeder einzelnen Ware gesunken ist: „Gesetzt endlich, jedes auf dem Markt vorhandne Stück Leinwand enthalte nur gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Trotzdem kann die Gesamtsumme dieser Stücke überflüssig verausgabte Arbeitszeit enthalten. Vermag der Markt magen das Gesamtquantum Leinwand, zum Normalpreis von 2 sh. per Elle, nicht zu absorbieren, so beweist das, daß ein zu großer Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit in der Form der Leinweberei verausgabt wurde. Die Wirkung ist dieselbe, als hätte jeder einzelne Leinweber mehr als die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit auf sein individuelles Produkt verwandt. Hier heißt's: Mitgefangen, mitgehungen.“ (MEW 23: 121f.)

Marx *berührt* damit einen eminent wichtigen Punkt, dem er in Kapitel 1.1 und 1.2 jedoch noch keine gesteigerte Aufmerksamkeit schenkt: die Einsicht, dass eine Gesellschaft, in der die Produktion von Waren dominiert, sich von anderen Gemeinwesen durch ihre *privatarbeitsteiligen* Produktionsverhältnisse unterscheidet. Dass eine Gesellschaft nicht nur auf Arbeitsteilung, sondern auf Privatarbeit beruht, bedeutet nämlich, dass über die Güterproduktion weder durch Konvention, noch durch Zwang oder Deliberation *vorab* entschieden wird. Vielmehr stehen sich die Produzenten in privatarbeitsteiligen Gesellschaften als Konkurrenten gegenüber: Sie lassen sich gegenseitig nicht in ihre Karten schauen, weshalb Angebot und Nachfrage einander regelmäßig nicht entsprechen. Die Produkte müssen sich deshalb auf dem Markt erst noch als Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit *bewähren*. Für Marx ist die nachträgliche Vergesellschaftung, die die Möglichkeit der ökonomischen Krise bereits in sich trägt, zum einen das Resultat einer geschichtlichen Entwicklung, zum anderen kann und soll an ihre Stelle zukünftig eine geplante Form der Produktion treten: Mit seiner *Kritik* der politischen Ökonomie beabsichtigt er den Naturschein ihrer Kategorien zu durchbrechen.

Die insbesondere im Fetischkapitel erfolgende *Historisierung* der abstrakt menschlichen Arbeit ist in Kapitel 1.1 und 1.2 leider nicht nur in den Hintergrund gerückt. Marx operiert hier vielmehr mit missverständlichen Formulierungen, die seine eigenen Einsichten zu konterkarieren drohen. So schreibt Marx beispielsweise in der Erstausgabe, *die Arbeit* sei Substanz des Werts. Ist die Verausgabung von Arbeit jedoch schon hinreichend für die Konstitution des Werts, ist die Vergesellschaftung über ihn eine soziale Universalie. Eine Alternative zur Warenproduktion wäre undenkbar.

### *Exkurs: Was veranlasste Marx, von abstrakter Arbeit zu sprechen?*

Wie gesehen spricht Marx ab der 2. Auflage nicht mehr von *der* Arbeit als Wertsubstanz, sondern von der *abstrakten* oder *gleichen* menschlichen Arbeit. Was hat Marx dazu bewogen? Heinrich (1996: 57) vermutet, Marx habe die beiden Adjektive eingeführt, um das Missverständnis zu vermeiden, seine Werttheorie sei eine geltungsunabhängige und ahistorische Arbeitsmengentheorie (in der Neuen Marx-Lektüre häufig auch *substanzialistische* Werttheorie genannt). Spreche Marx von *gleicher* oder *abstrakter* Arbeit, so wolle er hervorheben, dass die Privatarbeiten zunächst einmal *ungleiche* bzw. *konkrete Arbeiten* sind, deren Gleichheit erst durch den Austausch *erzwungen* wird: Sie gelten eben nur in ihrem wechselseitigen Bezug als gleich,

sind es aber nicht ohne diesen Bezug. Die Ergänzung im ersten Kapitel, so Heinrich, solle also verdeutlichen, dass die gemeinsame Werteigenschaft eine nur relational existierende Eigenschaft ist, oder genauer: Resultat einer sich durch den Warentausch vollziehenden Abstraktion, die a) Inkommensurables kommensurabel macht und b) ganz besondere gesellschaftliche Beziehungen (nämlich privatarbeitsteilige Produktionsverhältnisse) voraussetzt (vgl. auch Heinrich 2006, 209).

Ich wünschte, derartige Überlegungen hätten Marx tatsächlich dazu veranlasst, die Adjektive ‚gleich‘ und ‚abstrakt‘ an Ort und Stelle einzufügen. Schon die Tatsache, dass sich die inhaltliche Grundstruktur mit der 2. Auflage nicht im Geringsten ändert, spricht jedoch dagegen: Die Argumentation, die Werts substanz sei eine *gesellschaftliche* Substanz, weil sie von der gesellschaftlich notwendigen Durchschnittsarbeitszeit abhängt, steht weiterhin im Mittelpunkt der Ausführungen von Kapitel 1.1 und 1.2. Hätte Marx wirklich betonen wollen, dass die Gleichheit der Privatarbeiten im Zuge des Austausches erst hergestellt wird (also nicht auf nichtrelationalen Eigenschaften der Dinge beruht), und hätte Marx (wie an vielen späteren Stellen auch) die Historizität der bürgerlichen Gesellschaft im Auge gehabt, wieso hat er es dann bei der Einfügung von zwei Adjektiven belassen? Warum überarbeitete er nicht auch die Stellen, die Heinrich zufolge einer substanzialistischen Lesart ebenfalls Vorschub leisten?

Die naheliegende Antwort lautet, dass sich Marx mit der Einführung der beiden Adjektive begnügen konnte, weil er mit ihnen ein weit weniger anspruchsvolles Ziel verfolgte: das Ziel, den Doppelcharakter der Arbeit, den Marx schon in der Erstausgabe beanspruchte herausgearbeitet zu haben<sup>5</sup>, aufgrund seiner Bedeutung noch weiter in den Vordergrund zu rücken. Dies ergibt sich schon aus einem Vergleich der Ausführungen in Kapitel 1.1 mit den entsprechenden Passagen der Erstausgabe. Es fällt zunächst auf, dass die Erstausgabe an dieser Stelle noch keinen ausdrücklichen Hinweis darauf enthält, dass die Abstraktion vom Gebrauchswert die Abstraktion von der konkreten Form der Arbeitsverausgabung mit einschließt. Der entsprechende Absatz auf S. 52 („Sieht man nun vom Gebrauchswert der Warenkörper ab [...]“) findet sich erst ab der 2. Auflage – und in genau diesem Absatz werden von Marx die Adjektive *abstrakt* und *gleich* eingeführt.

---

5 Nach der Veröffentlichung der Erstausgabe schreibt Marx in einem Brief an Engels: „Das Beste an meinem Buch ist [...] (darauf beruht *alles* Verständnis der facts) der gleich im *Ersten* Kapitel hervorgehobene *Doppelcharakter der Arbeit*“ (Marx 1954, 144).

Streng genommen handelt es sich hierbei um eine *Wiedereinführung*. Bereits in *Zur Kritik*, acht Jahre vor der Erstausgabe erschienen, hieß es:

Die verschiedenen Gebrauchswerte sind ferner Produkte der Tätigkeit verschiedener Individuen, also Resultat individuell verschiedener Arbeiten. Als Tauschwerte stellen sie aber gleiche, unterschiedslose Arbeit dar, d.h. Arbeit, worin die Individualität der Arbeitenden ausgelöscht ist. Tauschwert setzende Arbeit ist daher *abstrakt allgemeine* Arbeit. (MEW 13, 17)

In der Erstausgabe zieht Marx diese Argumentation in nur zwei Wörtern zusammen: Werts substanz sei *die Arbeit*, man könnte auch sagen, Arbeit *schlechthin*. Die derart kondensierte Argumentation ist jedoch kaum noch nachvollziehbar, was Marx schließlich zu den entsprechenden Ergänzungen in der 2. Auflage veranlasste. In ihr (genauer: in der Wertformanalyse) findet sich auch folgende erhellende Bemerkung:

Franklin ist sich nicht bewußt, daß, indem er den Wert aller Dinge ‚in Arbeit‘ schätzt, er von der Verschiedenheit der ausgetauschten Arbeiten abstrahiert – und sie so auf gleiche menschliche Arbeit reduziert. Was er nicht weiß, sagt er jedoch. Er spricht erst von ‚der einen Arbeit‘, dann ‚von der andren Arbeit‘, schließlich von ‚Arbeit‘ ohne weitere Bezeichnung als Substanz des Werts aller Dinge. (MEW 23, 65)

Während Benjamin Franklin nicht weiß, was er sagt, verhält es sich in der Erstausgabe, wie Marx selbstkritisch bemerken wird, umgekehrt: Was Marx weiß, sagt er uns nicht, zumindest nicht in der gebotenen Deutlichkeit. Er fügt deshalb in der 2. Auflage einen den Doppelcharakter der Arbeit betonenden Absatz hinzu, ohne damit jedoch, wie ich im Folgenden zeigen möchte, derart weitreichende geltungstheoretische Absichten zu verfolgen, wie Heinrich sie unterstellt.

## 2.2 Komplizierte und einfache Arbeit: das Reduktionsproblem

Marx beschreibt die sich hinter dem Rücken der Marktteilnehmer vollziehende Tauschabstraktion als Reduktion verschiedener Arbeiten auf ein bestimmtes Quantum

*einfache[r] Durchschnittsarbeit*, deren Charakter zwar in verschiedenen Ländern und Kulturepochen wechselt, aber in einer vorhandenen

Gesellschaft gegeben ist. Komplizirtere Arbeit gilt nur als *potenzirte* oder vielmehr *multiplicirte* einfache Arbeit (MEGA II/5, 20).

Bei der Reduktion konkret-nützlicher Arbeiten auf abstrakt menschliche Arbeit, so Marx in *Zur Kritik* und in allen Auflagen des *Kapitals*, sei der gemeinsame Bezugspunkt die kulturspezifische einfache Arbeit, das heißt die

Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch, ohne besondere Entwicklung, in seinem leiblichen Organismus besitzt. (MEW 23, 59)<sup>6</sup>

Die unterschiedlichen Arbeiten, so Marx, stellen unter dem Gesichtspunkt der Wertbildung nichts weiter dar als ein Mehr oder Weniger unserer physiologischen Basisoperationen (die durch die Kulturstufe des Landes mitbeeinflusst sind). Zwar räumt Marx ein, dass es sich bei den Arbeiten um „qualitativ verschiedene“ (MEW 23, 58) handelt, was sich im kapitalistischen Alltag schon daran zeige, dass der Wechsel von einer Arbeit zu einer anderen „nicht ohne Friktion abgehn“ mag – aber, so fügt Marx umgehend hinzu: „er [der Arbeitswechsel] muß gehn“ (MEW 23, 58). Man muss Marx wohl so verstehen, dass die durch den Austausch gleichgesetzten Arbeiten zwar *verschieden*, aber doch *nicht völlig heterogen* sind:

Schneiderei und Weberei, obgleich qualitativ verschiedene produktive Tätigkeiten, sind beide produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw., und in diesem Sinne beide menschliche Arbeit. Es sind nur zwei verschiedene Formen, menschliche Arbeitskraft zu verausgaben. (MEW 23, 58f.)

Einerseits sind Schneiderei und Weberei *konkrete*, d.h. *unterschiedliche* Arbeiten, andererseits sind Schneiderei und Weberei *Arbeiten*, das heißt eine besondere Ausformung dessen, was Arbeit als Arbeit auszeichnet. Das Wesensmerkmal von Arbeit ist die nicht näher bestimmte Verausgabung

---

6 Für Heinrichs These, Marx habe in *Zur Kritik* und der Erstausgabe abstrakte Arbeit noch mit einfacher Arbeit identifiziert, ab der 2. Auflage beides jedoch „streng unterschieden“ (Heinrich 1996: 57), sehe ich keinen Anhaltspunkt, denn weder hat Marx in *Zur Kritik* oder der Erstausgabe abstrakte Arbeit mit einfacher Arbeit *identifiziert* – in beiden Schriften ist die einfache Arbeit lediglich das *Maß* der abstrakten Arbeit –, noch kann ich einen Unterschied zur 2. Auflage feststellen.

von Arbeitskraft, das heißt die Aufwendung *irgendwelcher* physiologischer Energien zur Erfüllung *irgendeines* menschlichen Bedürfnisses. Grenzt Marx in Kapitel 1.2 die abstrakt menschliche Arbeit von der konkret-nützlichen Arbeit ab, so grenzt er das *Gemeinsame der konkreten Arbeiten* von der *Besonderheit der konkreten Arbeiten* ab:

Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn, und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert. Alle Arbeit ist andererseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form, und in dieser Eigenschaft konkreter nützlicher Arbeit produziert sie Gebrauchswerte. (MEW 23, 61)

Gemeinsam ist den vielen verschiedenen Arbeiten, dass sie eine physiologische Dimension haben. Eine konkrete Arbeit nicht als konkrete Arbeit, sondern unter diesem allgemeinen Gesichtspunkt aller konkreten Arbeiten zu thematisieren, bedeutet, von der spezifischen Form der Arbeitsverausgabung und ihrer spezifischen Zweckbestimmung abzusehen. Tischlerarbeit und Softwareprogrammierung werden im Austausch nicht mehr als solche aufeinander bezogen, sondern als ein bestimmtes Quantum der gemeinsamen Qualität, Verausgabung von Arbeitskraft zu sein. Ungeachtet des darin eingeschlossenen Problems, dass die Kommensurabilitätsproblematik aus Kapitel 1.1 sich nun in Kapitel 1.2 auf der Ebene der Arbeiten wiederholt (ausführlicher dazu weiter unten), scheint es mir recht offensichtlich zu sein, dass Marx mit der abstrakten Arbeit die *konkrete Arbeit im Allgemeinen* thematisiert.

Die konkrete Arbeit kann jedoch auch *als konkrete* betrachtet werden, d.h., als „spezielle, zweckmäßig produktive Tätigkeit, die besondere Naturstoffe besonders menschlichen Bedürfnissen assimiliert“. (MEW 23, 57) Die Arbeiten unterscheiden sich dann dahingehend, *welche* Bewegungen der menschliche Organismus unter Zuhilfenahme von *besonderen* Werkzeugen ausübt, um *bestimmte* äußere Naturgegenstände im Hinblick auf ein *spezifisches* Bedürfnis zu verändern. Die Arbeit ist dann

bestimmt durch ihren Zweck, Operationsweise, Gegenstand, Mittel und Resultat. Die Arbeit, deren Nützlichkeit sich so im Gebrauchswert ihres Produkts [...] darstellt, [...] nennen wir kurzweg nützliche Arbeit. Unter diesem Gesichtspunkt wird sie stets betrachtet mit Bezug auf ihren Nutzeffekt. (MEW 23, 56)

Die konkrete Arbeit ist hier als *konkrete Arbeit im Besonderen* bestimmt und bereitet keine weiteren Schwierigkeiten. Anders die Bestimmung der abstrakten Arbeit in 1.2; sie scheint mir aus zwei Gründen problematisch zu sein.

a: Die Behauptung, physiologische Arbeitskraftverausgabung bilde den Warenwert, läuft wörtlich genommen darauf hinaus, dass Wert nicht die historisch-spezifische Einheitseigenschaft privatarbeitsteilig hergestellter Produkte ist, sondern *jedes Produkt* – unabhängig von den Produktionsverhältnissen, in denen es hergestellt wurde – *Wert hat*.<sup>7</sup> Michael Heinrich (2006, 211) deutet diese Passage als einen Rückfall auf das ahistorische und individualistische Terrain der klassischen politischen Ökonomie. Dies ist eine mögliche Interpretation. Eine andere Lesart wäre, dass Marx nicht zwischen unterschiedlichen theoretischen Feldern schwankt, sondern sich – wie auch schon an anderer Stelle<sup>8</sup> – einer abkürzenden Redeweise bedient. Vollständig hätte der Satz dann lauten müssen:

Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn, und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie *unter der Voraussetzung privatarbeitsteiliger Produktionsverhältnisse und der Entsprechung von Angebot und Nachfrage* den Warenwert.

Möglicherweise verzichtet Marx auf diese Ergänzungen, weil er in den ersten beiden Unterkapiteln primär das Ziel verfolgt, mit einer Arbeitswerttheorie die Grundlage für seine spätere Mehrwert- und Ausbeutungstheorie zu

---

7 Dieselbe Konsequenz hat die Formulierung in der Wertformanalyse „[m]enschliche Arbeitskraft im flüssigen Zustand oder menschliche Arbeit bildet Wert“ (MEW 23: 65).

8 In der Wertformanalyse heißt es rückblickend: „Der Wert einer Ware ist selbständig ausgedrückt durch seine Darstellung als ‚Tauschwert‘. Wenn es im Eingang dieses Kapitels in der gang und gäben Manier hieß: Die Ware ist Gebrauchswert und Tauschwert, so war dies, genau gesprochen, falsch. Die Ware ist Gebrauchswert oder Gebrauchsgegenstand und ‚Wert‘. Sie stellt sich dar als dies Doppelte, was sie ist, sobald ihr Wert eine eigne, von ihrer Naturalform verschiedene Erscheinungsform besitzt, die des Tauschwertes, und sie besitzt diese Form niemals isoliert betrachtet, sondern stets nur im Wert- oder Austauschverhältnis zu einer zweiten, verschiedenartigen Ware. Weiß man das jedoch einmal, so tut jene Sprechweise keinen Harm, sondern dient zur Abkürzung.“ (MEW 23: 75)

schaffen – zumal die Konkurrenz subjektiver Wertlehren mit dem Zerfall der ricardoschen Schule seinerzeit zunehmend Oberwasser bekam. In diesem Fall wäre die Identifikation der Werts substanz mit physiologisch gleicher Arbeit das missverständliche Nebenprodukt des didaktischen und theorie-strategischen Motivs, gegen reine Zirkulationstheorien des Werts, die Marx auch in der Wertformanalyse wiederholt direkt kritisiert (vgl. MEW 23, 75; MEW 23, 77, Fn. 23), daran festzuhalten, dass die Tauschrelationen einen inwendigen Bezug zur Arbeitsverausgabung haben. Wie auch immer man das Physiologie-Zitat jedoch liest, es lässt sich festhalten, dass es seine enthistorisierende Wirkung in der Rezeptionsgeschichte nur entfalten konnte, weil die Geschichtlichkeit der bürgerlichen Gesellschaft in Kapitel 1.1 und 1.2 auch ansonsten kaum thematisch ist.<sup>9</sup> Selbst als Marx im letzten Absatz von 1.1 feststellt, dass Warenproduktion nicht nur voraussetzt, Gebrauchswerte herzustellen, sondern Gebrauchswerte *für andere* herzustellen, geht er nicht auf die historisch-besondere Dissoziation der Privatproduzenten und der in ihr liegenden Notwendigkeit der Realabstraktion ein, sondern erwähnt stattdessen die Möglichkeit, dass ein Produzent den von ihm geschaffenen Gebrauchswert auch selbst konsumieren könne – wählt also ein Beispiel, das nicht über den ahistorischen und individualistischen Diskurs der Klassik hinausgeht. Ob dies nun, wie Heinrich annimmt, als ein Schwanken zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition zu werten ist oder als der bewusste Aufschub von Fragen und Antworten, die längere (und der Pointierung einer Arbeitswerttheorie eher abträgliche) Ausführungen erfordern, ist abschließend kaum zu entscheiden. Glücklicherweise ist die Frage auch nur von sekundärer Bedeutung, denn selbst wenn Marx an gewissen Stellen seines Werks hinter bereits gewonnene Einsichten zurückgefallen sein sollte, tangiert dies nicht die Einsichten selbst.

b: Als wesentlich bedeutsamer erweist sich die Frage, ob die von Marx hergestellte Verbindung von Physiologie und abstrakter Arbeit auch dann überzeugt, wenn man durch entsprechende Ergänzungen die Spezifik der bürgerlichen Gesellschaft in Rechnung stellt. Berücksichtigt man, dass der sich über den Tausch vollziehende Reduktionsvorgang in besonderen, nämlich privatarbeitsteiligen Produktionsverhältnissen begründet ist, weshalb Wert und Wertgröße nicht schon aus der bloßen Verausgabung von Arbeits-

---

9 Die einzige Ausnahme ist die Bemerkung in 1.2, Arbeitsteilung sei „Existenzbedingung der Warenproduktion, obgleich Warenproduktion nicht umgekehrt die Existenzbedingung gesellschaftlicher Arbeitsteilung“. (MEW 23: 56)

kraft entspringen, sondern dem Gegenstand erst durch den Verkauf, das heißt im Zuge der Anerkennung als Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit zukommen, so ist die historisch-spezifische abstrakte Arbeit (als Resultat der Realabstraktion) doch immer noch bezogen auf *physiologische Homogenität*: Durch den Warentausch, so lautete dann die Argumentation, werden die Arbeitsprodukte auf ein bestimmtes Quantum eines *geltungsunabhängigen*, nämlich physiologischen Substrats reduziert – solange Angebot und Nachfrage sich nur entsprechen. Aber ist die Annahme überhaupt berechtigt, dass die qualitative und quantitative Gleichheit der Privatarbeiten in physiologischer Homogenität oder zumindest Vergleichbarkeit begründet ist? Worin genau besteht ihre physiologische Einheit? Was ist die *gemeinsame quantifizierbare Qualität* einer primär körperlichen und einer primär geistigen Tätigkeit? Dass beide Arbeiten schlechthin sind, das heißt Verausgabung einer wie auch immer bestimmten Arbeitskraft, ist im Rahmen der von Marx gestellten Aufgabe keine befriedigende Antwort, weil sich ‚zweckbestimmte Tätigkeit überhaupt‘ nicht sinnvoll quantifizieren lässt (siehe unten). Physiologische Einheiten wie kcal scheiden als das gemeinsame Dritte der konkreten Arbeiten ebenfalls aus. Niemand wird behaupten wollen, der höhere Wert, den geistige Arbeiten in der Regel hervorbringen, sei darauf zurückzuführen, dass bei ihnen mehr kcal verbrannt werden als bei körperbetonten Arbeiten. Ein arbeitswerttheoretisches, auf die Ausbildungszeit abhebendes Argument löst das Problem ebenfalls nicht: Bankkaufleute, deren durchschnittliches Bruttomonatseinkommen in Deutschland 3879 Euro beträgt, verdienen etwa 1400 Euro mehr als Erzieherinnen und Erzieher (2490 Euro) und sie erhalten beinahe den doppelten Lohn der Köchinnen und Köche (2016 Euro)<sup>10</sup> – obgleich die Ausbildungszeit bei allen drei Berufsgruppen identisch ist.<sup>11</sup> Blicke noch die Möglichkeit, die Differenz über den Komplexitätsgrad der Arbeiten zu erklären. Nur wie viel komplexer ist die Lehre der Bankkaufleute? Über die physiologische Beanspruchung lässt sich so lange nicht argumentieren, wie über die physiologische Maßeinheit

---

10 Daten des Lohnspiegels der Hans-Böckler-Stiftung ([www.lohnspiegel.de](http://www.lohnspiegel.de)).

11 Es ließe sich einwenden, dass die Ausbildung zum Bankkaufmann in der Regel das Fachabitur voraussetzt (zumindest aber einen Realschulabschluss), während für die Kochlehre in vielen Fällen nur ein Hauptschulabschluss erforderlich ist. Wie erklärt es sich dann aber, dass der studierte Sozialarbeiter, der derzeit händeringend gesucht wird, deutlich weniger verdient als der Bankkaufmann?

Unklarheit herrscht – und dass sie sich sinnvoll bestimmen lässt, erscheint mehr als fraglich.

Heinrich zieht daraus die Konsequenz, dass abstrakte Arbeit eine „gesellschaftlich *erzwungene* Zuschreibung meint“ (Heinrich 1996, 58). Im Zuge der Realabstraktion *gelten* die ungleichen Arbeiten nur als gleiche; letztlich wird die Gleichheit durch den Tausch *konstituiert*. Für diese Lesart kann er u.a. folgendes Zitat aus *Zur Kritik* anführen: Beim Tausch handele es sich um eine „objektive Gleichung, die der Gesellschaftsprozeß *gewaltsam* zwischen den ungleichen Arbeiten vollzieht“ (MEW 13, 45, Herv. von mir). Abstrakte Arbeit wäre damit das Resultat einer dreifachen Reduktion (vgl. Heinrich 2004, 49f.). Zunächst wird die individuelle Arbeitszeit auf die wesentlich technisch bestimmte gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeitszeit reduziert, sodann zeigt sich auf dem Markt, in welchem Ausmaß den Produkten eine zahlungsfähige Nachfrage entspricht (in welchem Maße war die verausgabte gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeitszeit auch *für die Gesellschaft notwendig*), schließlich werden die qualitativ verschiedenen Arbeiten gewaltsam gleichgesetzt. Der dritte Schritt der Reduktion führt Heinrich zu einer überzeugenden, in der Neuen Marx-Lektüre meines Wissens singulären Position:

entscheidend sind auch gesellschaftliche Hierarchisierungsprozesse, die sich z.B. darin niederschlagen, dass ‚Frauenberufe‘ einen geringeren Status als ‚Männerberufe‘ haben, wodurch wiederum beeinflusst wird, welche Tätigkeiten als ‚einfach‘ oder ‚kompliziert‘ gelten. (Heinrich 2004, 50)

Dementsprechend ist abstrakte Arbeit nicht nur insofern gesellschaftlich bestimmt, als sie von der Produktivkraft der Arbeit und der zahlungsfähigen Nachfrage abhängig ist, sondern auch insofern, als soziale Wertschätzungen in sie eingehen. Anders gesagt weist abstrakte Arbeit eine *Anerkennungsdimension* auf – die Marx jedoch nicht eigens thematisiert, sondern die hinter naturalistischen Anklängen verborgen bleibt. So ist die Formulierung, jede Arbeit sei „einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn“ und „andererseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft in besonderer zweckbestimmter Form“ (MEW 23, 61) überaus problematisch, ganz gleich, was man unter Arbeitskraft schlechthin nun versteht:

- (i) Mit ‚Arbeitskraft schlechthin‘ kann eine bloße Nominalabstraktion gemeint sein, das heißt ein durch das Denken gebildeter Gattungs-

begriff. Arbeitskraft schlechthin in diesem Sinn kann jedoch niemals *verausgabt* werden – ebenso, wie nur konkrete Motorräder auf der Straße fahren (und nicht der Allgemeinbegriff „Motorrad“), lässt sich auch Arbeitskraft nur in besonderer zweckbestimmter Form verausgaben.

- (ii) ‚Arbeit schlechthin‘ ist nicht nur ein Produkt des menschlichen Kopfes, sondern fasst als Begriff eine *reale, das heißt zuschreibungsunabhängige Gemeinsamkeit der konkreten Arbeitskraftverausgaben* (vgl. Wolf 2002, 54f.). So wird bei jeder Arbeit der menschliche Organismus in Bewegung gesetzt und dabei physiologische Energie verausgabt. Der offenkundige Vorteil, damit die *gemeinsame Qualität* angeben zu können, die die Produkte aufweisen müssen, damit sie im Austausch überhaupt aufeinander bezogen werden können, ist jedoch teuer erkaufte, denn wir sehen uns sofort mit dem Problem konfrontiert, wie die so bestimmte abstrakte Arbeit noch sinnvoll quantifizierbar sein soll: Es lässt sich entweder messen, wie lange jemand ‚Arbeitskraft schlechthin‘ verausgabt hat – was keine sinnvolle Option ist, weil damit weder der Unterscheidung von einfacher und komplizierter Arbeit noch der Intensität der Arbeit Rechnung getragen würde –, oder es lassen sich die allen Arbeiten gemeinsamen physikalischen und biochemischen Vorgänge im menschlichen Körper messen (wie der physikalische Brennwert), was jedoch ebenfalls zu keinen sinnvollen Ergebnissen führt.
- (iii) Unter ‚Arbeitskraft schlechthin‘ kann das Resultat eines mehrstufigen, sich ohne Wissen der Warenbesitzer vollziehenden Akts der Anerkennung verstanden werden. Aber auch in diesem Fall ist es irreführend, in vergegenständlichender Manier von einer *Verausgabung* zu sprechen, *denn Anerkennungsverhältnisse lassen sich nicht mit der Stoppuhr messen.*

### 2.3 Marx’ Vorschlag zur Lösung des Reduktionsproblems

Bis hierhin lässt sich festhalten, dass uns Marx’ Suche nach einer quantifizierbaren Qualität auf die Spur einer Wertschätzungsdimension der Arbeit geführt hat, der Marx jedoch nicht weiter nachgeht. Dass Marx der Frage, wie sich komplizierte Arbeit auf einfache Arbeit reduzieren lässt, keine große Aufmerksamkeit schenkt, mag darin begründet sein, dass Marx seit der Schrift *Das Elend der Philosophie* von 1847 davon ausgeht, die Industrialisierung marginalisiere zunehmend qualifizierte Arbeiten:

Wird das Quantum der Arbeit an sich, ohne Rücksicht auf die Qualität, als Wertmesser genommen, so setzt dies voraus, daß die einfache Arbeit der Angelpunkt der Industrie geworden ist. Sie setzt voraus, daß die Arbeiten durch die Unterordnung des Menschen unter die Maschine oder die äußerste Arbeitsteilung gleichgemacht sind, daß die Menschen gegenüber der Arbeit verschwinden, daß das Pendel der Uhr der genaue Messer für das Verhältnis der Leistungen zweier Arbeiter geworden, wie er es für die Schnelligkeit zweier Lokomotiven ist. So muß es nicht mehr heißen, daß eine (Arbeits-) Stunde eines Menschen gleichkommt der Stunde eines andern Menschen, sondern daß vielmehr ein Mensch während einer Stunde soviel wert ist wie ein anderer Mensch während einer Stunde. Die Zeit ist alles, der Mensch ist nichts mehr, er ist höchstens noch die Verkörperung der Zeit. Es handelt sich nicht mehr um die Qualität. Die Quantität allein entscheidet alles: Stunde gegen Stunde, Tag gegen Tag. (MEW 4, 85)

Derselbe Gedankengang liegt der Bemerkung in *Zur Kritik* zugrunde, die Reduktion auf abstrakte Arbeit sei „eine Abstraktion, die in dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß täglich vollzogen wird“ (MEW 13, 18). Im gleichen Geist heißt es auch im *Kapital*, der

Unterschied zwischen höherer und einfacher Arbeit, „skilled“ und „unskilled labour“, beruht zum Teil auf bloßen Illusionen oder wenigstens Unterschieden, die längst aufgehört haben, reell zu sein [...]. [...] Übrigens muß man sich nicht einbilden, daß die sogenannte „skilled labour“ einen quantitativ bedeutenden Umfang in der Nationalarbeit einnimmt. (MEW 23, 212, Fn. 18)

Das theoretische Problem, wie ungleiche Arbeiten zu vergleichen sind, erledigt sich Marx zufolge durch den realen Prozess industrieller Homogenisierung, weshalb er im *Kapital* der „Vereinfachung halber“ (MEW 23, 59) jede Arbeitskraft als einfache Arbeitskraft behandelt – und die Verausgabung der einfachen Arbeitskraft wiederum sei „einfach zu zählen“ (MEW 23, 204), nämlich mit der Uhr.

Obwohl Marx das Reduktionsproblem nicht für derart dringlich hielt, wie es sich für uns heute stellt (Stichwort Wissensgesellschaft), finden sich einige Andeutungen bei ihm, die darauf schließen lassen, wie er es zu lösen gedachte:

Es wurde früher bemerkt, daß es für den Verwertungsprozeß durchaus gleichgültig, ob die vom Kapitalisten angeeignete Arbeit einfache, gesellschaftliche Durchschnittsarbeit oder kompliziertere Arbeit, Arbeit von höherem spezifischen Gewicht ist. Die Arbeit, die als höhere, kompliziertere Arbeit gegenüber der gesellschaftlichen Durchschnittsarbeit gilt, ist die Äußerung einer Arbeitskraft, worin höhere Bildungskosten eingehen, deren Produktion mehr Arbeitszeit kostet und die daher einen höheren Wert hat als die einfache Arbeitskraft. Ist der Wert dieser Kraft höher, so äußert sie sich daher auch in höherer Arbeit und vergegenständlicht sich daher, in denselben Zeiträumen, in verhältnismäßig höheren Werten. (MEW 23, 211f.)

Auf der einen Seite wählt Marx hier die Formulierung, dass bestimmte Arbeiten gegenüber der einfachen Durchschnittsarbeit als komplizierte Arbeiten *gelten*, andererseits legt er auf dieses Geltungsverhältnis keinen Nachdruck, sondern geht davon aus, dass die in den Produkten dargestellten Werte sich entsprechend der Ausbildungszeiten verhalten. „Eine Begründung, warum das so sein muß [...] gibt Marx nicht.“ (Krätke 1998, 102) Marx löst das Problem also nicht, sondern er *verschiebt* es lediglich. Die Erfahrung, die Marx zur Plausibilisierung des Reduktionsvorgangs bemüht (MEW 23, 58), lehrt uns jedoch, dass der Wert der Ware Arbeitskraft keineswegs direkt mit der Länge der Ausbildungszeit korreliert. Wenn sich identische Ausbildungszeiten jedoch in stark voneinander abweichenden Werten der Arbeitskräfte darstellen, muss die Abweichung nichttemporäre Gründe haben.

### 3. Schluss: Anerkennung im Kapital

Dass Marx die Anerkennungsdimension nicht einmal als einen Faktor unter anderen in Erwägung zieht, ist insofern überraschend, als sie nicht nur in den jüngst vermehrt diskutierten Frühschriften wie dem Mill-Exzerpt oder den Pariser Manuskripten, sondern, wie Michael Quante (2013, 719ff.) detailliert dargelegt hat, auch im *Kapital* auf verschiedenen Ebenen eine tragende Rolle spielt. So beruht beispielsweise die gesamte Wertformanalyse auf dem von Hegel entlehnten Gedanken der *Reflexionsbestimmung*:

In gewisser Art geht's dem Menschen wie der Ware. Da er weder mit einem Spiegel auf die Welt kommt noch als Fichtescher Philosoph: Ich bin ich, bespiegelt sich der Mensch zuerst in einem andren Menschen. Erst durch die Beziehung auf den Menschen Paul als seinesgleichen bezieht sich der Mensch Peter auf sich selbst als Mensch. Damit gilt

ihm auch der Paul mit Haut und Haaren, in seiner paulinischen Leiblichkeit, als Erscheinungsform des Genus Mensch. (MEW 23, 67, Fn. 18)

Die hier geschilderte Anerkennungsbeziehung impliziert zweierlei. Auf der einen Seite setzt Peters Selbstbezug den anerkennenden Fremdbezug auf Paul voraus, auf der anderen Seite fungiert Paul für Peter als Spiegel seines Menschseins, weshalb in dieser Beziehung nicht der konkrete Mensch Paul mit seinen vielen Facetten in Betracht kommt, sondern nur als Inbegriff des Menschengeschlechts. In der Terminologie neuerer Anerkennungstheorien: Jeder Akt der Anerkennung ist zugleich ein Akt der Verkennung (Bedorf 2010).

Das Verhältnis von Peter und Paul ist eine von Marx gewählte Analogie, die das polare Verhältnis von relativer Wertform und Äquivalentform illustriert: Analog zu Peter, der sich auf sich als Mensch bezieht, indem er sich auf Paul als Inkarnation des Menschengeschlechts bezieht, bezieht sich in der einzelnen Wertform die Ware Leinwand auf sich als Wert, indem sie sich auf den Rock als Inkarnation des Werts bezieht. Der Rock *ist* jedoch nicht die Inkarnation des Werts, sondern er *gilt* als Inkarnation des Werts – und das lediglich in dieser Relation. Der von Marx kritisierte *Fetischismus* besteht darin, die relationale Eigenschaft als sachliche, das heißt relationsunabhängige Eigenschaft aufzufassen:

Es ist mit solchen Reflexionsbestimmungen überhaupt ein eigenes Ding. Dieser Mensch ist nur König, weil sich andre Menschen als Untertanen zu ihm verhalten. Sie glauben umgekehrt Untertanen zu sein, weil er König ist. (MEW 23, 72, Fn. 21)

Die Versachlichung einer Reflexionsbestimmung ist eine Verkennung zweiter Stufe: Verkannt wird, dass die Eigenschaften einer Person oder Sache Resultat einer anerkennenden Verkennung sind.

Dass Marx in der Wertformanalyse grundlegende Strukturen der Anerkennung heranzieht, um Geld als Geltungsverhältnis und den Geldfetisch als Verfehlung dieses Geltungsverhältnisses zu beschreiben, bedeutet allerdings nicht, dass Marx die Existenz von Geld und Geldfetisch auf historisch-kontingente Anerkennungsvollzüge reduziert. Vielmehr machen sich die privatarbeitsteiligen Produktionsverhältnisse gegenüber den Produzenten als „stumme[r] Zwang“ (MEW 23, 765) geltend. Die Geltungsverhältnisse, die Marx analysiert, sind Geltungsverhältnisse unter der Voraussetzung

verselbstständiger ökonomischer Strukturen: *Sie* sind es, die den Menschen erst ihre Plätze anweisen, von denen ausgehend sie handeln. Besonders deutlich wird dies zu Beginn des zweiten Kapitels:

Die Waren [deren Analyse bisher im Mittelpunkt stand, S.E.] können nicht selbst zu Markte gehen. Wir müssen uns also nach ihren Hütern umsehen, den Warenbesitzern. Die Waren sind Dinge [...]. Um diese Dinge als Waren aufeinander zu beziehen, müssen die Warenbesitzer sich zueinander als Personen verhalten, *deren Willen in jenen Dingen haust*, so daß der eine nur mit dem Willen des andren, also jeder nur vermittels eines, beiden gemeinsamen Willensakts sich die fremde Ware aneignet, indem er die eigne veräußert. *Sie müssen sich daher als Privateigentümer anerkennen.* (MEW 23, 99, Hervorhebungen von mir)

Anders als im ersten, die Warenform analysierenden Kapitel treten im zweiten Kapitel die *Warenbesitzer* auf die Bühne – nicht jedoch als die eigentlichen Subjekte der Anerkennung, sondern, wie es eine Seite später heißt, als „Personifikationen ökonomischer Verhältnisse“ (MEW 23, 100). Die wechselseitige Übertragung der Waren setzt zwar die wechselseitige Anerkennung als Eigentümer voraus, das heißt die wechselseitige Anerkennung als Personen, die andere Personen vom Gebrauch der Sache ausschließen können, nur ist diese Anerkennung notwendige Bedingung des Tauschs und notwendige Folge verselbstständiger Produktionsverhältnisse. Marx bringt dies mit der Formulierung zum Ausdruck, dass der Warentausch einerseits ein Willensverhältnis ist, andererseits „haust“ der Wille „in jenen Dingen“. Diesen Strukturüberhang der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft reflektiert Marx, indem er von den Wirtschaftsteilnehmern zunächst abstrahiert, bevor er sie in ihren strukturbedingten Rollen, das heißt als Charaktermasken thematisiert.

Dieses methodische Vorgehen hindert Marx jedoch nicht daran, an bestimmten Stellen auch die relative Autonomie von Anerkennungsverhältnissen zu denken. Für das von mir behandelte Thema der abstrakten Arbeit ist insbesondere der Hinweis relevant, der Wert der Ware Arbeitskraft beinhalte ein „historisches und moralisches Element“: Er sei von der „Kulturstufe eines Landes“ (MEW 23, 185) und den vergangenen Arbeitskämpfen abhängig. Berücksichtigen wir nun allerdings, dass a) Marx sich einer theoretischen Abstraktion bedient, wenn er vom Wert der Ware Arbeitskraft im Singular spricht, b) die Voraussetzungen für die Durchsetzung gewerk-

schaftlicher Forderungen je nach Branche höchst unterschiedlich sind und c) die ‚Kulturstufe eines Landes‘ auch darin bestehen kann, dass bestimmte Arbeitsbereiche sozial anerkannt sind, während andere nur eine geringe Wertschätzung erfahren oder sogar stigmatisiert sind, drängt sich die Frage auf, warum die unterschiedlichen Wertprodukte unterschiedlicher Arbeiten nicht auch in einem Gefälle der Anerkennung begründet sein sollen.

Ich sehe zwei Einwände, die gegen eine anerkennungsbezogene Erweiterung der marxischen Argumentation vorgebracht werden könnten, jedoch denke ich, dass sie nur bedingt tragen. Der erste Einwand besagt, dass soziale Wertschätzung als wertrelevanter Faktor keine Rolle spielen könne, weil der *Konkurrenzmechanismus* zwischen den Branchen zu einer Angleichung der Löhne führe: Warum sollte sich jemand für einen Beruf entscheiden, der aufgrund mangelnder sozialer Wertschätzung ein geringeres Einkommen verspricht? Dieser Einwand übersieht zweierlei. Zum einen übersieht er, dass das Einkommen zwar ein wesentlicher Gesichtspunkt bei der Berufswahl ist, jedoch nicht zwingend der entscheidende. Die Wahl eines Berufs hängt zu einem erheblichen Teil auch davon ab, *wer man sein will*: Die gegenwärtige Tendenz zur Selbst-Ökonomisierung, die ein hohes Maß an Gleichgültigkeit gegenüber dem Inhalt der eigenen Arbeit impliziert, ist eben nur eine Tendenz; weiterhin von großer Bedeutung sind während der Sozialisation vermittelte (milieuspezifische) Wertvorstellungen und Selbstverwirklichungsaspekte. Selbst wenn wir jedoch voraussetzen, dass monetäre Gründe bei der Berufswahl den Ausschlag geben, übersieht das Konkurrenzargument, dass es vielen Menschen aus unterschiedlichen Gründen gar nicht freisteht, von einem schlechter bezahlten Beruf zu einem besser bezahlten zu wechseln (etwa, weil nur in den schlecht bezahlten Branchen Jobs angeboten werden, ab einem gewissen Alter die Chancen schwinden, nach einer Umschulung eine Anstellung zu finden, Flüchtlinge häufig ihre Qualifikationen nicht nachweisen können etc.).

Ein zweiter Einwand könnte lauten, die Berücksichtigung der Anerkennungsdimension sei nicht so harmlos, wie sie zunächst erscheint, sondern untergrabe das arbeitswerttheoretische Fundament: An die Stelle der subjektiven Einschätzung, wie nützlich eine Ware für mich ist (und welchen Preis ich folglich bereit bin, für sie zu zahlen), trete die von Konventionen und normativen Konflikten abhängige Achtung, die den Arbeiten zu einem gegebenen Zeitpunkt entgegengebracht wird. Dieser Verdacht ist schon insofern naheliegend, als mit Axel Honneth (2011) einer der profiliertesten Anerkennungstheoretiker die Ansicht vertritt, das *Kapital* wäre ein ganz anderes

Werk geworden, hätte Marx sein ausgeprägtes Interesse an ereignishaften, ergebnisoffenen und normativ vermittelten Klassenauseinandersetzungen hier ebenso produktiv eingebracht wie in seinen historisch-politischen Schriften: An die Stelle einer zeitlosen Strukturtheorie, die die Akteure auf individuelle Nutzenmaximierer reduziere und Geschichte nur im Sinne einer „linearen, ereignislosen Progression der Unterwerfung unter das Kapitalverhältnis“ (Honneth 2011a, 585) berücksichtigen könne, wäre eine soziologisch gesättigte, das heißt für die kulturelle Situiertheit kollektiver Akteure sensible Untersuchung dynamischer Konflikte getreten. Daraus, so versichert Honneth, folge zwar nicht „die Preisgabe jeder Absicht einer synchronen Analyse des Kapitalverhältnisses“ (ebd., 591), jedoch lässt er offen, welche Aspekte der marxischen Ökonomiekritik ihm überhaupt noch anschlussfähig erscheinen. In seiner etwa zeitgleich veröffentlichten Studie *Das Recht der Freiheit* greift er auf das marxsche Hauptwerk konzeptionell denn auch gar nicht zurück, sondern präsentiert sie als eine Wirtschaftstheorie, deren Kernelemente selbst im marxistischen Diskurs als überholt gelten.<sup>12</sup> Da Honneth auch in seinen früheren Schriften keine eingehendere Untersuchung kapitalistischer Strukturlogiken vorgelegt hat, wirkt es, als führe er sie lediglich dann kurssorisch an, sobald sein Bemühen, die moralische Grammatik unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Institutionen zu rekonstruieren, angesichts neoliberaler Verwerfungen in Schwierigkeiten gerät (die er selbst eingesteht).

Der skeptische Einwand, die Integration anerkennungstheoretischer Gesichtspunkte laufe auf eine grundlegende Revision der marxschen Theorie hinaus, scheint daher nur allzu berechtigt. Es stellt sich somit eine methodische Frage, die weit über die des richtigen Marx-Verständnisses hinausgeht: Müssen wir uns möglicherweise zwischen Marx' Formanalyse der bürgerlichen Gesellschaft einerseits und einer anerkennungstheoretisch fundierten Rekonstruktion des geschichtlichen Kampfes um soziale Freiheit andererseits *entscheiden*? Oder, das wäre die Alternative, handelt es sich nur um zwei unterschiedliche Forschungsprogramme, die beide ihre Berechtigung haben und sich trotz ihrer Eigenständigkeit in gewissen Punkten sinnvoll ergänzen und korrigieren können?

---

12 Vgl. Honneth 2011b, 354. Positiv bezieht sich Honneth lediglich auf das normative Ideal des frühen Marx, v.a. auf das Mill-Exzerpt (siehe hierzu Brudney 2010 und Chitty 2013).

Ich bin der letzteren Ansicht. Wenn Marx die – und nur *die* – sozialen Verhältnisse untersucht, die den Kapitalismus zum Kapitalismus machen, verbleibt er auf einer recht hohen Abstraktionsebene. Sein grundsätzliches Interesse – zu erfahren, was eine Ware, was Geld und was Kapital ist –, ist im engeren Sinne kein soziologisches Interesse, darum jedoch nicht weniger legitim. Wenn Marx, anders als in seinen historischen Schriften, die handelnden Akteure im *Kapital* erst spät und dann auch nur als Personifikationen ökonomischer Strukturen einführt, mag dies aus soziologischer Perspektive wie eine frühe Variante des *Homo-oeconomicus*-Modells erscheinen, reflektiert aus formanalytischer Sicht jedoch lediglich den (bereits erwähnten) Umstand, dass sich die ökonomisch-sozialen Grundformen uns gegenüber *verselbstständigt* haben: Die Existenz von Ware, Geld und Kapital ist zwar durch willentliche Handlungen vermittelt, jedoch nicht auf sie zurückzuführen (vgl. Postone 2003). Ein großer Teil der methodischen Kritik, die Honneth an Marx übt, scheint mir dem Missverständnis geschuldet zu sein, sie beide sprächen über denselben Gegenstand – oder genauer: sie sprächen nicht nur über dasselbe *Materialobjekt*, sondern auch über dasselbe *Formalobjekt*. Die wissenschaftstheoretische Unterscheidung, die mit diesem Begriffspaar getroffen wird, lässt sich an einem einfachen Beispiel verdeutlichen. So kann ein Schmetterling sowohl unter ästhetischen als auch unter biologischen Gesichtspunkten betrachtet werden – und wohl kein Biologe käme auf den Gedanken, die ästhetische Darstellungsform *als* Biologe zu schelten. Denn es ist nur allzu offensichtlich, dass die Erkenntnisvermögen in beiden Fällen zwar auf denselben Gegenstand (*obiectum materiale*) gerichtet sind, die Perspektiven auf diesen Gegenstand (*obiectum formale*) sich jedoch derart grundlegend unterscheiden, dass eine methodische Kritik sinnlos ist.

Wenn es so offensichtlich ist, dass die Hinsichten, unter denen ein Gegenstand untersucht wird, die Wahl der begrifflichen Mittel und Methoden bedingen, wie konnte Honneth in seiner Marx-Kritik dann ein so einfacher Fehler unterlaufen? Dafür gibt es zwei Gründe:

1. Marx beachtet mitunter selbst nicht die Grenzen seines Forschungsprogramms. Wenn er beispielsweise am Ende des ersten Bandes den Untergang der kapitalistischen Produktionsweise vorhersagt, verlässt er das formanalytische Terrain, um konkretes Handeln aus gesellschaftlichen Strukturen als notwendig abzuleiten. Honneths Kritik, die kapitalistischen Strukturen treten hier das Erbe einer substantiellen Geschichtsphilosophie an, ist zwar

nicht neu, aber völlig zutreffend.<sup>13</sup> Dieses Problem ist jedoch nicht auf das Ende des ersten Bandes beschränkt, sondern grundsätzlicher Natur: Einerseits ist sich Marx bewusst, dass er zur Herausarbeitung kapitalistischer Gesetzmäßigkeiten von vielen Dingen gedanklich absehen muss, die empirisch eine wichtige Rolle spielen, andererseits geht er davon aus, dass es sich bei den empirischen Abweichungen nur um überkommene Traditionen handelt, deren Relevanz mit der kapitalistischen Entwicklung zunehmend schwindet. So heißt es im dritten Band: „Aber in der Theorie wird vorausgesetzt, daß die Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise sich rein entwickeln. In der Wirklichkeit besteht immer nur Annäherung; aber diese Annäherung ist um so größer, je mehr die kapitalistische Produktionsweise entwickelt und je mehr ihre Verunreinigung und Verquickung mit Resten früherer ökonomischer Zustände beseitigt ist.“ (MEW 25, 184). Im *Kapital* finden sich daher immer wieder Stellen, in denen Marx mittels empirischer Daten belegen möchte, wie weit diese Anpassung an die reine Theorie bereits jetzt schon gediehen ist; nichtkapitalistische Logiken zu berücksichtigen erscheint da schon fast wie Augenwischerei.

2. Während bei Biologie und Poesie die Differenzen sofort ins Auge springen, weisen die Formalobjekte von Honneth und Marx viel größere Gemeinsamkeiten auf, handelt es sich doch um Sozialtheorien in kritischer Absicht. Dies ist auch der sachliche Grund, warum beide Forschungsprogramme nicht vollkommen beziehungslos nebeneinanderstehen. So lag meinem Beitrag die Absicht zugrunde, zumindest einen Berührungspunkt anhand der marxischen Arbeitswerttheorie herauszuarbeiten: Diese gewinnt an Plausibilität, sobald man sie durch den von Marx vernachlässigten Aspekt der Anerkennung ergänzt (nicht: ersetzt). Geschieht dies, kann die Reduktion auf abstrakt menschliche Arbeit mit Marx weiterhin als eine dreifache beschrieben werden: i) Technische oder organisatorische Veränderungen in der Produktion senken oder erhöhen mit der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit den Warenwert. Handelt es sich um grundlegende, die Produktivkraft in hohem Maße steigernde Veränderungen, können sie konkurrierenden Berufszweigen die Existenzgrundlage entziehen – selbst wenn diese bisher viel Respekt genossen. ii) Eine systematische Diskrepanz zwischen angebotenen und nachgefragten Waren wirkt sich entsprechend der zu viel

---

13 Wobei Honneths Kritik noch nicht einmal weit genug geht: Die historisch-politischen Schriften, die Marx zwischen 1846 und 1852 anfertigte, taugen kaum als Kontrastfolie zum *Kapital*, weil ihnen selbst teleologische Prämissen zugrunde liegen (vgl. Kluchert 1985).

verausgabten Arbeitszeit auf deren Wertgröße aus. iii) Mit der Ausbildungszeit gibt es zumindest einen Anhaltspunkt für die Unterscheidung von einfacher und komplizierter Arbeit. Jedoch zeigte sich auch, dass die Ausbildungszeit kein *hinreichendes* Unterscheidungskriterium sein kann: Arbeiten sind nicht eindeutig graduierbar auf einer Komplexitätsskala, sondern *gelten* als einfach oder kompliziert. Ist dies einmal zugestanden, zeigt sich, dass die Anerkennungsdimension werttheoretisch auch in anderen Hinsichten eine Rolle spielt. Dass beispielsweise Frauen häufig die gleichen Qualifikationen wie ihre männlichen Kollegen vorweisen können, vergleichbare Leistungen erbringen und dennoch schlechter bezahlt werden, hängt neben anderen Faktoren auch mit dem Geschlechterstereotyp zusammen, Frauen seien weniger belastbar und weniger produktiv. Eine Kritik der politischen Ökonomie auf der Höhe der Zeit hat diese nicht nur für das Einkommen, sondern auch für das Selbstwertgefühl (vgl. Honneth 1997) relevanten Momente ebenso zu berücksichtigen, wie der wirtschaftsphilosophische Strang der Anerkennungstheorie von den neuen Marx-Lektüren profitieren könnte. Im Idealfall leisteten damit beide Seiten ihren Beitrag zu einer intermediären kritischen Wirtschaftstheorie.

### Siglen

MEW Marx, Karl / Engels, Friedrich. 1956ff. *Werke*. Berlin: Dietz.

MEGA Marx, Karl/ Engels, Friedrich. 1975ff. *Gesamtausgabe*. Berlin: Dietz.

### Literatur

Bedorf, Thomas. 2010. *Verkennende Anerkennung. Über Identität und Politik*. Berlin: Suhrkamp.

Bonefeld, Werner. 2010. Abstract Labour: Against Its Nature and on Its Time. In: *Capital & Class* 34 (2). DOI: <https://doi.org/10.1177/0309816810367769>.

Brudney, Daniel. 2010. Gemeinschaft als Ergänzung. In: *DZPhil* 58. DOI: <https://doi.org/10.1524/dzph.2010.0017>.

Carchedi, Guglielmo. 2011. A Comment on Bonefeld's 'Abstract Labour: Against Its Nature and on Its Time'. In: *Capital & Class* 35 (2). DOI: <https://doi.org/10.1177/0309816811403679>.

Chitty, Andrew. 2013. Recognition and property in Hegel and the early Marx. In: *Ethical Theory and Moral Practice*, 16 (4). DOI: [10.1007/s10677-013-9408-5](https://doi.org/10.1007/s10677-013-9408-5).

Elbe, Ingo. 2010. *Marx im Westen. Die neue Marx-Lektüre in der Bundesrepublik seit 1965*. Berlin: Akademie-Verlag.

- Elbe, Ingo. 2015. Entfremdete und abstrakte Arbeit. Marx' *Ökonomisch-philosophische Manuskripte* im Vergleich zu seiner späteren Kritik der politischen Ökonomie. In: Ders.: *Paradigmen anonymer Herrschaft. Politische Philosophie von Hobbes bis Arendt*, Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. 2013. *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Hamburg: Meiner.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. 1976. Philosophie des Geistes. In: Ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 8, Hamburg: Meiner.
- Heinrich, Michael. 2006. *Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Heinrich, Michael. 2004. *Kritik der politischen Ökonomie. Eine Einführung*. Stuttgart: Schmetterlings-Verlag.
- Heinrich, Michael. 1996. abstrakte Arbeit. In: Wolfgang Fritz Haug (Hg.): *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 1, Hamburg, Berlin: Argument.
- Hoff, Jan. 2009. *Marx global. Zur Entwicklung des internationalen Marx-Diskurses seit 1965*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Honneth, Axel. 2011a. Die Moral im „Kapital“. Versuch einer Korrektur der Marxschen Ökonomiekritik. In: *Leviathan* 39.
- Honneth, Axel. 2011b. *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit*. Berlin: Suhrkamp.
- Honneth, Axel. 1997. Anerkennung und moralische Verpflichtung. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 51 (1).
- Kicillof, Axel / Starosta, Guido. 2011. On Value and Abstract Labour: A Reply to Werner Bonefeld. In: *Capital & Class* 35 (2). DOI: <https://doi.org/10.1177/0309816811402645>.
- Kluchert, Gerhard. 1985. *Geschichtsschreibung und Revolution. Die historischen Schriften von Karl Marx und Friedrich Engels 1846 bis 1852*. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog.
- Krätke, Michael. 1998. einfache/komplizierte Arbeit. In: Wolfgang Fritz Haug (Hg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 1. Hamburg, Berlin: Argument.
- Marx, Karl / Engels, Friedrich. 1954. *Briefe über „Das Kapital“*. Berlin: Dietz.
- Postone, Moishe. 2003. *Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx*. Freiburg: ça ira.
- Sohn-Rethel, Alfred. 1973. *Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Quante, Michael. 2013. Recognition in Capital. In: *Ethical Theory and Moral Practice* 16 (4). DOI: [10.1007/s10677-013-9410-y](https://doi.org/10.1007/s10677-013-9410-y).

- Quante, Michael. 2009. *Karl Marx. Ökonomisch-Philosophische Manuskripte. Kommentar von Michael Quante*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reichelt, Helmut. 2011. Zur Konstitution ökonomischer Gegenständlichkeit: Wert, Geld und Kapital unter geltungstheoretischem Aspekt. In: Werner Bonefeld, Michael Heinrich (Hg.): *Kapital und Kritik. Nach der neuen Marx-Lektüre*. Hamburg: VSA.
- Reitter, Karl. 2002. Der Begriff der „abstrakten Arbeit“. In: *Grundrisse – Zeitschrift für linke Theorie und Debatte*.
- Wolf, Dieter. 2002. *Der dialektische Widerspruch im ‚Kapital‘. Ein Beitrag zur Marxschen Werttheorie*. Hamburg: VSA.
- Wolf, Dieter. 2004. *Zur Konfusion des Wertbegriffs. Beitrag zur „Kapital“-Diskussion*. Hamburg: Argument.